



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Die letzte Woche.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

übrigen Mittel- und Nordschleswiger verschieden, die Grenze zwischen den südlichen und den nördlichen Stämmen der Bevölkerung bezeichnen hilft, dann weil es in jetziger Zeit einen Theil der vom Bunde hierhergesandten Truppen beherbergt.

Ein Dorf der transalbingischen Sachsen ist für den Mittel- und Süddeutschen ein ziemlich seltsamer Anblick. Es ist eine Gesamtheit nicht so sehr wie bei uns von Höfen, als von Häusern, die alles, was zur Bauerwirtschaft gehört, Wohnung, Stall und Scheune unter einem einzigen mächtigen Dache vereinigen. Statt der breiten Seite kehren diese oft bis zur Monstrosität großen Gebäude die schmale der Straße zu. Niemals haben sie mehr als ein Erdgeschoß. Das steile Dach, wie alle ländlichen Dächer Schleswig-Holsteins, wie im Friesenlande selbst manche Kirchen, mit Stroh oder Schilf gedeckt, in der Mitte des Firsts zuweilen von einem sattelartig eingelegten Glasfensterchen unterbrochen, geht sowohl auf den Langseiten als an den Giebelenden bis auf doppelte Mannshöhe herab. Charakteristisch ist ferner, daß in den meisten Fällen, und bei allen nach alter Sitte erbauten Häusern wenigstens im Osten Holsteins und Südschleswigs, Schornsteine fehlen und der Rauch sich durch die Einfahrt seinen Weg suchen muß, welche, so hoch und breit, daß ein beladener Erntewagen ohne Schwierigkeit hindurchkann, auf die Gasse hinausgähnt und, wenn ihre Flügel offenstehen, unten mit einem niedrigen buntangestrichnen Gitter gesperrt wird. In die schiefstehende graue Strohecke der Giebel ist in der Regel oben ein senkrecht gestelltes Dreieck von Brettern eingesetzt, in welches eine kleine Oeffnung, „das Klapploch“ oder die „Ulenflucht“, geschnitten ist. Ueber diesem endlich ragen gewöhnlich an beiden Enden des Dachkammes, wie die Hirschgeweihe unsrer Försterwohnungen, zwei sich kreuzende andere Bretter empor, welche in der Gestalt von Pferdeköpfen ausgeschnitzt sind; den fehlenden Schornstein mit seinen lebendigen Rauchwölkchen ersetzt auf sehr vielen Dächern in gewissem Grade ein Storchnest mit seinen rührigen Insassen, und nicht selten klappern sogar in zwei Nestern auf einem Dache diese freundlichen Vögel ihren Jungen das Wiegenlied vor. (Fortsetzung in nächster Nummer.)

## Die letzte Woche.

Der Tod des Königs von Bayern, gerade in den Tagen, wo sein ausgesprochener Wille in einer großen nationalen Frage so bedeutungsvoll sein konnte, ist auch außerhalb seines Landes mit warmer Theilnahme beklagt worden. Er war ein milder

Herr, von seinem Volke geliebt, ein ehrlicher und gewissenhafter Regent, ein ehrenhafter und unbescholtener Gentleman, von einem humanen Wissen und einem Interesse an ernster Forschung, welches weit über die Durchschnittsbildung unserer Souveräne hinausreichte.

Nach seinen Jahren und auch nach seinem Wesen stand er mitten inne zwischen einer älteren Generation deutscher Fürsten, welche unter dem Einflusse der Romantik und der Karlsbader Beschlüsse heraufgewachsen ist und zwischen einem jüngern Geschlecht, welchem durch das Jahr 48 und die späteren politischen Kämpfe ein engerer Anschluß an die Parteien, als Mittel sich zu behaupten, nahe gelegt worden ist. König Max von Bayern repräsentirte in Wesen und Bildung die Zeit, in welcher die Geschichtswissenschaft anfang vom nationalen und liberalen Standpunkte Opposition gegen die reactionäre Geistlosigkeit in Staat und Kirche zu machen, wo das Bedürfniß großer Reformen gefühlt wurde, wo die Macht der alten Bureaukratie angefeindet und eine freisinnige und aufgeklärte Bureaukratie für die geeignete Kraft gehalten wurde, diese Reformen durchzusetzen. Es war eine Zeit, wo das Empfinden warm war, Wille und Thatkraft nur selten durch die neue Opposition in den Kammern gestählt wurden. Der König brachte aus diesen Jahren eine dauerhafte Abneigung gegen die Ultramontanen auf den Thron und die feste Ueberzeugung, daß Aufklärung des Volkes und Concessionen an den Liberalismus die Bedingung für eine fördernde Regierung geworden seien. Und er hat diesem Grundsätze treu, gut verstanden in entscheidenden Augenblicken den rechten Weg zur Versöhnung innerer Gegensätze zu finden. Bei starkem Gefühl für seine königliche Würde und dem alten Stolz auf die Vergangenheit seines erlauchten Hauses war er eifrig bemüht, sein und seines Landes Autorität zu vergrößern und er war deshalb allerdings gegenüber den beiden Großmächten auf eine Politik des Abwägens und Balancirens angewiesen, aber er hat, wo er sich anschloß und wo er gegenkämpfte, die persönliche Neigung und das Zutrauen seiner Mitsouveräne zu bewahren gewußt. Er war auch im Innern zum Abwägen und Vermitteln geneigt. Denn er fand im Ganzen wenig politisches Leben, zwischen Altbayern und Franken, zwischen den Ultramontanen und den bürgerlichen Interessen der aufblühenden Städte war die Versöhnung nothwendig und doch nicht leicht. Die Talente, welche er zur Bildung seines Volkes und für Geschäfte im Lande vorfand, waren nicht zahlreich; er hat das Princip, brauchbare Kräfte aus der Fremde zu rufen, in großartiger Weise angewandt. Aber sein höchstes Lob ist, daß er noch als König die Fortschritte, welche die politische Intelligenz seines Volkes machte, ehrlich mitgemacht hat, und obwohl ihm, wie man behauptete, ein schneller Entschluß nicht leicht wurde, ist er doch Schritt für Schritt mit seinem Volke weiter gegangen, hat alles Destroyiren abgewiesen, hat verständig der gekräftigten Opposition nachgegeben, und war gerade jetzt in herzlichem Einklange mit der Intelligenz Bayerns auf dem Punkte angelangt, wo er für eine volksthümliche Frage ein Vorkämpfer der Nation werden sollte, als ihn das Schicksal abrief. Die humane Förderung, welche er deutscher Wissenschaft angedeihen ließ, ernsthaft und in schöner Freigebigkeit, kann den meisten anderen Souverainen zum Beispiel dienen.

Sein Tod, und die schwere Erkrankung des Königs von Württemberg werden auf die Politik des Bundes und die deutsche Zukunft keinen geringen Einfluß ausüben. Beide Könige haben durch ihre persönliche Autorität viele Schwierigkeiten

überwunden und die Großmächte mehr als einmal zu rückfichtsvoller Behandlung gezwungen. Es ist vorauszusehen, daß die Lage der Mittelstaaten in der unruhigen und neuerungsfüchtigen Zeit, welche jetzt auch über Deutschland hereinbricht, immer schwieriger wird, und daß ihre Selbständigkeit auf die bisherige Weise nicht erhalten werden wird. Denn das reale Machtverhältniß zwischen großen und kleinen Staaten wird mit dem steigenden Wohlstand und der Fähigkeit intensiver Kraftentwicklung, welche den größeren Staaten zu Theil wird, zum Schaden der kleineren verändert. Die Interessen der Völker sind immer weniger innerhalb der Landesfarben zu concentriren, es wird schwerer, das Volk nach dynastischen Gesichtspunkten zu führen, der persönliche Einfluß der Fürsten auf die Politik der Staaten wird unvermeidlich geringer, und es ist vorauszusehen, daß die Widerstandskraft der einzelnen deutschen Staaten gegen die Zumuthungen großer Regierungen, zumal wenn diese im Einklang mit ihrer Bevölkerung vorgehen, fortwährend geringer werden muß. Das gilt selbst von solchen Staaten, welche durch günstige geographische Lage bis jetzt privilegiert waren, von Belgien, den Niederlanden, Dänemark; es gilt noch mehr von den continentalen Staaten Deutschlands, welche fast nur im Interesse der angestammten Regentenfamilien als besondere Einheiten bestehen. Die schüchternen Versuche Preußens vor drei Jahren, das letzte Project Oestreichs sind, nach allgemeiner Ueberzeugung, nur die ersten Anfänge deutscher Entwicklungskämpfe, welche sowohl den einzelnen Stämmen als ihren Höfen die politische Selbständigkeit zu vermindern drohen.

Deutlich haben die Verhandlungen um Schleswig-Holstein bewiesen, daß es zwar den kleineren Staaten Deutschlands gelingt, in ruhigen Zeiten durch passiven Widerstand die Principatversuche der Großstaaten zu lähmen, daß ihnen aber unmöglich wird, eine active Politik zu verfolgen. Es ist für Bayern und die übrigen kleineren Staaten leicht, einzeln oder alle zusammen die Pläne einer Großmacht zu vernichten, indem sie sich auf die andere stützen. Jeder selbständige Wille gegen beide zusammen erscheint nach der Wirkung, welche die Sendung des Herrn v. Mantuffel nach Dresden und Hannover gehabt hat, hoffnungslos, er ist jetzt gebrochen, und er wird, wie Menschennatur ist, immer wieder gebrochen werden! Schon der Entschluß dazu kostet viel, denn es wird jedesmal ein Streit um die eigene Existenz, die Einmüthigkeit ist nicht durchzusetzen, im entscheidenden Augenblick erweisen sich auch die materiellen Kräfte, Heer und Finanzen schwächer, als sie nach dem Größenverhältniß sein sollten. Die Nation hat in den letzten Monaten mit bitterem Schmerz erfahren, daß sie im Widerstand gegen Preußen und Oestreich keine staatliche Organisation hat und keine zu erhalten Aussicht hat, welche dem dritten Theil des Bundesterritoriums irgendwie erlaubt einen eigenen Willen zur Geltung zu bringen. Diese Lehre wird in den Gemüthern haften. Vorläufig hat die schleswig-holsteinische Angelegenheit in Deutschland die eine Wirkung gehabt, den Regierungen, und noch mehr den Bevölkerungen der Mittel- und Kleinstaaten das bittere und aufregende Gefühl zu geben, daß sie in staatlichen Zuständen leben, welche ihnen auf die Geschichte des Vaterlandes nicht den Einfluß verstaten, welchen sie nach Menschenzahl, Tüchtigkeit und Patriotismus beanspruchen dürfen.

Wie unwiderstehlich das Uebergewicht größerer Staatskörper bei ernstern Conflicten ist, zeigt auch der preußisch-oestreichische Feldzug in Schleswig. Trotz dem

Widerspruch, welchen die Politik der beiden Großmächte in ganz Deutschland erfährt, und obgleich die Erfolge des Feldzuges bis jetzt nichts weniger als genügend erscheinen, ist doch Auge und Interesse der Deutschen unablässig um die Kampfplätze gegen Dänemark beschäftigt.

Allerdings mischt sich der warmen Theilnahme, mit welcher die Fortschritte des Heeres verfolgt werden, eine unheimliche Spannung auf das Resultat eines Krieges, dessen letzte Zwecke gemeiner Menschenverstand nicht begreift. Denn von Neuem haben die deutschen Großmächte vor Europa erklärt, daß sie den Herzog von Schleswig-Holstein nicht in sein Land einsetzen, und daß sie die Integrität Dänemarks nicht zerstören wollen. Diese Erklärung während des Feldzuges unter Kanonendonner abgegeben, ist nach unserer Meinung das Niederbeugendste von allem, was wir seit dem Tode des Königs von Dänemark erlebt haben. Es ist allerdings sehr wahrscheinlich, daß Herr v. Bismarck bei dieser Erklärung allerlei Hintergedanken hatte und dem Zwange der Thatsache sowie künftigen politischen Conjunctionen die thatsächliche Entscheidung über die ganze Frage zu überlassen bereit ist.

Aber allen wüsten Combinationen steht ein alter Erfahrungssatz gegenüber. Wer sich dazu versteht, nicht beim Beginn eines Krieges, sondern im Verlauf desselben seine letzten Forderungen, Ziel und Zweck des Kampfes zu präcisiren, der hat keine Aussicht am Ende des Kampfes mehr zu erreichen, als er gefordert hat, sondern weniger. Fast immer ist auch der Sieger zu einem Compromiß genöthigt, welcher seine Ansprüche beschränkt, vollends in diesem Fall. Man hat in Berlin die öffentliche Meinung des Volkes nicht für sich, man hat die Politik fast des ganzen Auslandes gegen sich, man erfreut sich eines Bundesgenossen, der das größte Interesse hat, daß nichts was über die präcisirte Forderung hinausgeht, erreicht werde. Wie ist da noch die Hoffnung zulässig, daß durch irgendeinen Zufall mehr herauskommen werde, als man jetzt zu wollen erklärt?

Und damit nicht genug. Man hat im Princip von neuem das Recht des Auslandes anerkannt, bei der definitiven Entscheidung über eine Frage, für welche deutsches Blut vergossen wird, als letzte Instanz mit zu urtheilen. Und man darf sicher sein, daß bei Conferenzen der Mächte Europas sogar die preussisch-österreichischen Forderungen starken Widerspruch und eine wenig geneigte Diplomatie finden werden. Wozu also die Kriegsrüstung und das Blut der Campagne, wenn man sich von vorn herein die Resultate eines Sieges in jeder Weise eingeengt hat.

Und was fordern die kriegführenden Mächte für die Herzogthümer! Für ihre Forderungen ist der Ausdruck „Personalunion“ zum Stichwort geworden. Das heißt doch nichts anderes als eigene Stände und administrative Selbständigkeit der deutschen Herzogthümer, also im Wesentlichen Herstellung des Zustandes, wie er etwa vor jenem offenen Brief des Dänenkönigs factisch bestand. Jedermann in Dänemark und in den Herzogthümern weiß, wie nach zwei Kriegen, nach zwanzigjähriger immer gesteigerter Feindschaft zwischen Deutschen und Dänen ein so tiefer persönlicher Haß groß gezogen worden ist, daß ein Nebeneinanderstehen der beiden Völker unter derselben Königskrone unmöglich geworden ist, wenn nicht die Deutschen willenlos den Dänen überliefert werden. Jeder Deutsche in den Herzogthümern ist — wenige selbstsüchtige Rittergutsbesitzer ausgenommen, — vom dänischen Standpunkt nicht nur in seinem Herzen, auch durch offenbare hochverrätherische Tha-

ten ein Rebell gegen Dänemark, jeder dänisch Gefinnte auf den Inseln und dem Festlande, vom König bis zum aufgedrungenen Seelsorger und Schulmeister des kleinsten schleswigschen Kirchdorfs ist nach Auffassung der Deutschen ein tödtlicher Feind der Rechte, der Freiheiten, der Nationalität in den Herzogthümern. Wie soll ein Zusammenleben unter dem Danebrog fernerhin möglich sein? wie kann den Deutschen zugemuthet werden, einem König von Dänemark als ihrem Herzog zu huldigen, den sie nicht nur als Feind hassen, auch als Verräther an seiner Nationalität verachten? wie ist von einer dänischen Regierung die Selbstverläugnung zu fordern, deutsche Staatsangehörige, welche ihre grimmigsten persönlichen Feinde sind, nicht mit Gerechtigkeit, sondern mit dem Wohlwollen zu behandeln, welches eine Regierung den Bürgern ihres Staates schuldig ist? Wird man deutsche Rekruten vor dem dänischen Heer, deutsche Matrosen vor der dänischen Flotte schützen können? Kann man erwarten, daß Dänemark einen Zustand erträgt, der ihm zwei Fünftheile seiner Behr- und Steuerkraft lahm legt, und was schlimmer ist, der den Staat unter die unablässige Controle, entweder eines deutschen Bundes, oder deutscher Großmächte stellt? Und wie kann man hoffen, daß die auswärtigen Mächte solche Paralystrung eines Reiches dulden werden, welches ihnen durch seine Unschädlichkeit besonders werthvoll gemacht ist. Es ist traurig, daß man auf diese Frage in Berlin keine andere Antwort hat, als ein Achselzucken.

Unterdeß kostet der Krieg in Schleswig Geld. Wahrscheinlich wird man nach früheren Andeutungen des Ministerpräsidenten kein Bedenken haben sich im Augenblick zu helfen wie man kann. Indesß auf die Länge wird das unmöglich, auch der Staatschatz ist nicht unererschöpflich, und eine freiwillige Anleihe bei den politischen Freunden des Ministeriums wird schwerlich viel mehr einbringen als die freiwillige Anleihe der schleswig-holsteinischen Regierung. Das ist der Punkt, der sich bald als der entscheidende für das Ministerium Bismarck und die innern Kämpfe Preußens erweisen wird. Und wir meinen, die Zukunft der Herzogthümer hängt nicht nur von der Festigkeit des schleswig-holsteinischen Volkes ab, sondern auch von der Art und Weise, wie die preußischen Volksvertreter die Schnüre des Staatsfessels halten werden. Und wenn sie so hartnäckig sind, diesem Ministerium nichts zu bewilligen? —

Es ist leider wahrscheinlich, daß das Bestreben des Ministeriums durch einen auswärtigen Conflict über den innern hinwegzukommen, für Preußen und Deutschland der Anfang schwerer und langwieriger Verwickelungen mit dem Auslande werde. In jedem Falle ist die Zeit nicht fern, wo zu Berlin noch einmal in den Bahnen der Verfassung Ministerium und Volksvertreter zusammenstoßen. Und wir meinen, der bürgerliche Materialismus unseres Zeitalters wird sich auch darin erweisen, daß die Fragen über die Zukunft der Herzogthümer, über die Zukunft des preußischen Ministeriums, und noch über manches Andere zuletzt in einer großen Frage über Credit und Debet zusammen gefaßt werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moriz Busch.

Verlag von F. V. Herbig. — Druck von C. C. Gbert in Leipzig.